Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 81. Bromberg, den 6. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(7. Fortsetzung.)

Er springt hin und sagt: „Laß ihn liegen!“ Dann nimmt er den Erschöpften, sie gehen an seinen Wohnplatz, und eins-zwei-drei haben sie eine ganz rohe, aber haltbare Steinkarre gebaut. Und wie er Christian sieht, ruft er ihm zu: „Haben wir Fisch?“ — „Ja, für zwei Mahlzeiten!“ sagt Christian. — „Komm, wir wollen Vorrat holen für zwanzig! In Salz hält er sich gut!“

„Das dauert aber lange, bis ich soviel zusammen habe!“ sagt Christian zweiflerisch. — „Nein, in diesem Wetter wirst du gar nicht schnell genug pilken können! Geh gleich, Christian, es wird unser Schade nicht sein!“

„Du bist schon da?“ fragt er nach einer Stunde, wie Christian wieder an den Bauplätzen erscheint.

„Mit zwei Leinen habe ich gepilkt. Jede brachte in einer Stunde hundert. Ich hatte auch welche mit zwei Haken!“

„Zweihundert Fische?“ sagte Braak. — „Ja!“ — „Das ist genug!“ Braak geht von einem zum anderen. Er arbeitet nichts, aber er gibt ihnen Rat, ganz kurz und bestimmt. Und wenn er fort ist, wissen sie auch, was sie tun wollen, und wie sie es anfassen müssen. Am Nachmittag steht er allein auf Möllebakken, an Kristens Wohnplatz, wo die letzte Last Erde fehlt. Er steht und sieht fragend auf den Horizont. Da hinten im Westen hat sich ein dunkles Blaugrau eingeschlichen, und an der Ostseite des Holms plätschert das Wasser. Eben macht sich ein Luftzug von Osten auf. Die Horizonte hüllen sich in Dunst. Braaks Augen brennen und suchen etwas in der Stille, und seine Lippen murmeln, ohne daß man etwas hört.

Kristen, fahr nicht! schreit er innerlich und heftet den Blick nach Südwest, von wo sie kommen müssen. — Kristen, fahr nicht! Er möchte diese Warnung übers Meer schreien. Stöhnend wendet er sich um und geht zu den andern. — „Komm“ sagt er zum kleinen Christian, „wir wollen die Boote vertäuen!“ Der Kleine sieht ihn verwundert an und geht mit zum Hafen. Braak findet, daß Thorvalds Boot nach Osten zu allzuwenig im Lee liegt, und sie halten es mit viel Beschwer längsseits an Hanns Jensens.

Dann werfen sie für jedes Boot noch einen zweiten Anker und vertäuen, so gut es geht, nach achtern und vorn, daß sie wie in einem Spinnwebennetz von Trossen liegen. Verwundert macht der kleine Christian alles mit. Braak muß es ja wissen, denkt er, und so denkt ein jeder. Es geht gegen Abend und sie hören auf. Aber alle gehen sie auf die Widde, zu Kristens Wohnplatz, und sehen übers Meer. Der Wind streicht seufzend und raschelnd von Osten her über die Klippen, ein trockener Wind, der den Gaumen dörrt und die Augen noch heißer macht. Aber im Westen... Herrgott, da lagen schwefelgelbe Wolkenstriche über dem schwarzen Himmel, als regne es Verderben über einem fernen Sodom und Gomorra. Der Strand rauscht, der Wind preßt sich in die Höhlen und Halden und stöhnt und graunzt, als spräche jemand ein unheilschwangeres Gespräch.

Und alle denken an Kristen und Erik, die hoffentlich bei diesem Wetter noch nicht hinausgegangen sind. Es fällt die Finsternis sehr früh. Sie gehen zu den Booten und gewahren verwundert die starken Vertäuungen. Kein Wort sagen sie, aber ihre Blicke gehen zu Braak, als wollten sie sagen: „Du weißt es, dir vertrauen wir!“ Bald aber steht Braak wieder auf der Widde und schaut unverwandt nach Südwest.

Die Finsternis durchrütteln hastige Windstöße. Am Ostufer sieht man schon den Gischt der Brandung wie ein wildes Tier die Zähne blecken. Himmel und Erde werden von einer Donnerhölle durchdröhnt, und fern, gegen Schwedens Küste hin, spalten sich die Wolken von gelbem Feuer. Überall ist ein dunkle Unheilstimme erwacht. Jeder Stein stöhnt, jeder Halm flüstert: „Hilfe!“, und die Masten der Boote zeichnen schmale Bogen gegen den Himmel, während der Rüttelwind in den Pardunen brummt. Wie Braak an den Hafen kommt, ist es ebenso plötzlich wieder ganz windstill. Nichts, nichts regt sich mehr. „Erik, fahrt nicht hinaus!“ schreit es in ihm, und seine Augen werden heiß. Er weint, die Tränen schießen ihm in die Augen. „Erik, Krist, bleibt, bleibt!“ Aber still, nur einen Augenblick, der Wind bricht wieder über ihn, und es ist ihm, als sängen die dunkeln Höhen der Felsen einen leisen Chor, wie von Stimmen, die darunter begraben sind. Der Horizont flammt mit einem Male — ganz leise und nach langer Zeit grummelt ein Donner. Braak hat die Hände geballt und die Lippen aufeinandergepreßt. Die nassen Augen trocknen die Wärme und der Wind. Er geht zu den Booten, steigt an Bord und setzt sich zum Essen. Kein Wort fällt zwischen ihnen.

Auf einmal geht ein Sausen um sie, die Luft kreischt — ihre Boote neigen sich und schießen mit dem Bug in die Höhe — die Teller auf dem Tisch fallen zu Boden — sie alle sehen sich in einem flammenden Licht zur Luke tasten — in einem krachenden Donner springen sie an Deck — stürzen heraus — starren in die Finsternis und tasten um sich.

„An Land!“ schreit Braaks Stimme in einem jähen Schwall durch den Hafen, und sie stolpern nach backbord, über die ächzenden und schlingernden Boote. Mit einem Satz springt Braak auf die Felsen, kriecht vor, gibt dem einen die Hand und dem andern, und hält sie, stützt sie, daß sie nicht fallen — und dann finden sie sich wieder in einer Ecke, an einen Felsenvorsprung geduckt, der ihnen Decke und Windschutz zugleich ist. Und die Hölle bricht los über ihnen! Das jähe Licht der Blitze nagelt sie fest, der Regen drückt sie dichter zusammen, und ihre Köpfe beugen sich vor und starren auf die Boote, auf die Boote, die an den Trossen vor den Wellen tanzen, vor den Wellen, die plötzlich in den Hafen gekommen sind, keiner weiß woher! Wandernden Bergen gleich kommen sie gezogen, die Steven richten sich steil auf, daß der Mast schräg nach Norden weist, die Brandung rauscht in den Schären, die Brandung donnert an allen Küsten, der Sturm rast über den Holm, und die Bottenmeute nagt an seinen Ufern! Und der Regen, der Regen verweht Land und Wasser zu Dunkelheit. Schwere Brecher hören sie über ihre

Boote schlagen, einmal schmettert es hölzern, und sie sehen einen Schatten, dunkler als das Wasser, forttreiben. Was es ist — sie wissen es nicht.

Sie hocken in ihrer Ecke, bleich und zerweht, der Regen tropft aus ihren Kleidern, und sie zittern, eng zusammengedrückt, zittern wie eine Herde verängsteter Tiere. Der Frost wühlt in ihren Gliedern, und die Zähne schlagen klappernd aufeinander, ein grausiger Takt. Blitze erhellen, Blitze verlöschen, und sie denken, der Donner müsse die Felsen sprengen. Mehr denken sie nicht. Aber vor ihnen, zu äußerst und am meisten dem Unwetter ausgesetzt, steht Braak, hat die Hände in den Hosentaschen und preßt das Kinn auf die Brust — und denkt an Erik und Krist; Erik und Krist, allein auf dem sturmgebeugten Meer, Erde im Boot, Erde für das neue Land! Und er schreit innerlich und fleht, sie möchten doch nicht ausgefahren sein, und schweigt — und führt sie alle nach geraumer Zeit zurück auf ihre Boote.

Da sitzen sie, machen Feuer und trocknen ihre Kleider, räumen auf und schöpfen Wasser aus, so viel sie können. Und sehen sich an, mit verzerrten Lippen beim Tun, tragen den Aufruhr des Meeres in sich, so still und scheu in der Brust . . Sie können nicht essen und können nicht schlafen. Die Nacht hindurch hocken sie auf den Bänken im Frost, denn der Wind weht herein, so dicht sie die Luke auch schließen mögen. Ihre Zähne schlagen aufeinander, und sie lauschen, mit großen leeren Augen mustern sie das Undurchdringliche, schlafen und träumen Angst, Entsetzen und Unheil. In einem Boot haben sie sich zusammengeschart, um Holzkohle zu sparen. Die dunstige Luft legt Bleischwere in ihre Köpfe und eine brennend tiefe Müdigkeit. Stundum soll einer wachen. Aber die Wachen schlafen ein.

Nach Mitternacht erwachen sie plötzlich aneinander, in ein und demselben Augenblick. Wie in einem Blitzlicht tauchen sie voreinander auf, aufgefahren aus der hockenden Ruhe des Schlafes, mit starren Blicken, frostigen Leibern und den schweren Schatten im Gesicht. Die Holzkohle in ihrem roten Schein zeichnet sie voreinander ab.

„Was ist?“ fragt Hanns Jensen. — „Was ist?, was ist?, was ist denn?“ fragen sie alle und starren sich an.

„Warum wachen wir auf? — alle, im selben Augenblick?“

„Sag, was ist“, schreit Jens, und klammert sich an Thorvald.

„Was ist denn?“ lallt der kleine Christian, und das Schlingern wirft ihn hin zu Braak.

„Was ist — was ist denn?“ murmeln sie alle, und würgen und schlucken, und starren sich an.

„O Gott . . .“, schluchzt Christian und wirft sich hin und verbirgt sein Gesicht.

„Ich sah Kristen und Erik. Sie kamen zu uns hier in die Kajüte und waren ganz naß vom Meer“, sagt Thorvald leise, und seine Augen haben sich ganz weit geöffnet.

„Ich sah sie auch“, murmelt Braak.

„Ich auch . . .“, sagen alle, und der kleine Christian weint.

„Ruhig — ruhig, Christian!“ sagt Braak leise und streicht ihm übers Haar; „ruhig Christian, es wird bald Morgen werden. Schlaf nur.“

Braaks Stimme geht eintönig zwischen ihnen, dunkel und begütigend, und sie alle schlafen wieder ein.

Der Tag ist grau. Eine hohe Dünung steht um den Holm. Und sie gehen mit bleichen Gesichtern und schweren Schatten um die Augen an ihre Arbeit. Blitz und Donner haben ihnen die Sprache geraubt, und der Sturm hat wie ein Meißel ihre Gesichter strenger und härter gehämmert. Aber dennoch liegt neben der Finsternis eine große Ruhe über ihnen. Braak ist ja bei ihnen, und dann können Gefahren kommen, Not und Trübsal, aber Friede und Hilfe werden immer bei ihnen sein, solange er da ist. Gelernt haben sie Vertrauen, Glauben und Schweigen. Wie gut und klug Braak gesorgt hatte. Das sehen sie jetzt. Hätte er nicht den Sand und Kalk bergen lassen — beides würde ihnen fehlen. Und so geht es auch mit den Booten und dem Torf, mit der Erde, die ihnen der Regen nicht fortschwemmen konnte, weil Braak Wälle gebaut hatte, so geht es überall. Ohne ihn könnten sie nicht sein. Und er schweigt und lächelt zwischen seinem unbekannten Gram ihnen zu. Sie wissen seine Angst. Es ist ja auch die ihre. Aber solange noch die Dünung so hoch geht, können sie nicht durch die Brandung, um nach Gudhjem zu fahren und zu sehen, ob Erik und Krist dort sind.

Ein kleines Setzboot fehlt ihnen. Das also war der dunklere Schatten, den sie mit den Wellen treiben sahen. Verlust, ja — aber kein großer! Um Mittag klärt sich das Wetter auf. Der Wind flaut ab und die Dünung läßt nach. Braak sagt, daß er gegen Abend fahren will. Er und Thorvald. Und er sagt ihnen zuvor noch, was sie tun sollen, solange er fort ist.

„Vielleicht können wir Richtfest feiern, wenn du wiederkommst“, sagt Christian mit seinem ernsten Lächeln.

„Ja, Christian, vielleicht Richtfest“, sagt Braak, und das Lächeln wird ihm schwer. Am Nachmittag aber lacht Christian nicht mehr. Er fand in einer Felsgrube einen toten Igel; ertrunken.

„Nun ist nur noch einer da“, sagt er leise, „und dann können keine Jungen kommen!“ „Ich will sehen, ob ich dir ein paar andere mitbringen kann“ tröstet ihn Braak. „Dann mußt du aber des abends bei Möllebakken vorbeigehen“, meint Christian und zwinkert ihm zu. Aber Jens ist noch klüger. „Sieh doch mal zu, ob es ein Männchen ist, das ertrank“, meint er. „So? Soll ich nachsehen? stottert Christian. „Ja, natürlich. Denn vielleicht sind die Jungen schon unterwegs, wenn das Weibchen noch lebt.“ Christian getraut sich nicht, das zu erforschen. Da muß Jens helfen. Und Jens nimmt den toten Igel, geht ein paar Schritt zur Seite und kommt lachend zurück.

„Christian, die Familie ist gerettet“, sagt er, „dies ist ein Männchen!“ „Gott sei Dank“, sagt Christian und ist erleichtert. „Was er nur mit seinen Igeln hat“, sagen sie alle lachend. Aber Braak sagt: „Laßt ihn — laßt ihn, es ist schön!“

Hanns Jensen sagt: „Braak, mit dem Richtfest kann Christian garnicht unrecht haben!“

„So? — Ja, ich war nur nicht aufgelegt, mit ihm davon zu sprechen! Weißt du aber, wie du das Haus bauen willst?“

„Ich wollte mit dir darüber sprechen; wir können auch Jens fragen, der versteht wirklich etwas vom Zimmern und Bauen!“

„Dann wollen wir es aufzeichnen“, sagt Braak, und ihm fällt ein, wie fein Kristen zeichnen konnte. Seine Augen werden wieder so trüb. Mit Hanns und Jens sitzt er dann an Hanns Jensens Wohnplatz. Sie haben ein Stück Papier aus der schwedischen Bibel genommen und zeichnen mit Kohle auf, wie das Haus aussehen soll.

„So wie das erste können wir alle andern auch bauen“, sagt Jens. „Es wird das beste sein; das zweite zu bauen wird schon schneller gehen als das erste; und — jeder von uns will dasselbe; also können wir auch dieselben Häuser haben.“ Das ist vollkommen richtig, sehen sie ein.

Also — und der Stift wandert übers Papier — im Quadrat soll das Haus sein. Nach Norden ist der Eingang. Der führt in einen kleinen Vorraum, der aus einem Türfenster Licht bekommt. Hier steht der Kamin, wo man kochen und waschen kann, wo die Stiefel stehen und aller Hausrat. Dieser Vorraum geht bis in die Hälfte der Haustiefe. Zur Linken kommt eine Tür in eine Stube, aus der man hinter dem Vorraum in einem sehr breiten Gang in eine zweite Stube, zur Rechten des Vorraums gelegen, gelangt. Von hier kann man wieder in die Vorstube gehen und sieht sich der Tür zur Linken gegenüber. Der Kamin wird das ganze Haus erwärmen. Das Dach wird niedrig sein und tief über die Außenmauern hinuntergezogen. Fenster wird es nur nach Süden zu geben. Mehrere einzubauen kostet viel Arbeit und schafft dem Wind nur leichtes Spiel.

„Es wird ein schönes Haus, schöner als das alte“, sagt Hanns. Sie werden ganz andächtig.

„Und solche Häuser werden noch viele entstehen — lange später noch.“

„Ja, später, wenn alles fertig ist!“

„Braucht ihr etwas, was ich euch mitbringen könnte?“

„Ja!“ Und sie geben ihm eine große Bestellung für den Schmied auf.

„Und wenn du an Ziegel und etwas Glas denken wolltest?“

„Ich werde an alles denken! Aber Geld?“

„Ja, Geld. Ich muß dir alles mitgeben, was ich habe. Gehe zu Kirsten und sage ihr, daß sie bald kommen könnte!“

„Ja, ich will es ihr sagen. Und sonst noch etwas?“

„Ja“, stottert Hanns — „und — die — Kinder; ja, ja, grüß die Kinder!“ bricht er hervor, springt auf und fängt an zu arbeiten.

So gibt es noch vielerlei, und es ist spät am Abend in der Dämmerung, wo sie ihr Boot losmachen und sich von der hohen Dünung durch die Schären tragen lassen. Alle die zurückblieben, stehen auf den Booten und winken, und stehen am Ende oben auf der Widde und starren ihnen nach. Dann sind sie allein, Thorvald und Braak. Der Ostwind läßt sie das abendliche Meer mit weißem Gischt um Bug und Flanken durchpflügen. Mit diesem Wind, denken sie, werden sie vor Tagesgrauen an die Küste kommen. Thorvald hat noch nichts vom Schlafen gesagt, und Braak wacht allein schon vor Spannung und Unruhe. Er glaubt, er könnte nie schlafen, bevor er nicht weiß, wie es um Erik und Kristen steht. So können sie nur stumm nebeneinander am Ruder sitzen, sich gegenseitig anstarren aus ihren Gedanken und sich gegenseitig in die schwersten Mäntel verpacken; denn die Nacht ist kalt, und es kommt viel Wasser über. Gegen Mitternacht frischt der Wind wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Ina.

Eine Kindheitserinnerung von **Hermann Claudius**.

Damals wohnten wir in der Sophienallee in einer Terrasse, Haus Nummer 3. Die drei engen Stuben waren niedrig und feucht. Die Tapeten hingen immer wieder irgendwo von den Wänden, so sehr meine Mutter sich auch darum bemühte. Der Vize hieß Herr Poloschinski und wohnte im Vorderhaus im Hochparterre. Er hatte eine schöne Frau. Da meine Frau Mutter auch als schön galt, so mag eine Art heimlicher Rangstreit, wenn auch mehr von der Vorderhausseite aus, zwischen den beiden Frauen bestanden haben. Jedenfalls war Herr Poloschinski nicht bereit, die erbärmlichste Kleinigkeit im Hause machen zu lassen. Meine Mutter drängte den Vater oft, sich mit Herrn Poloschinski so oder so auseinanderzusetzen. Aber mein Vater besaß in diesen Dingen keinen Willen.

Wir waren zu der Zeit vier Knaben, von denen der kleinste eben laufen konnte, als es hieß: der Adebar werde bald wiederkommen.

Ich kannte den Adebar, den Kinderbringer, schon gut und wußte um die Tüte, die er mitbrachte und fallen ließ, wenn ich auch vergeblich darüber nachgedacht hatte, wie er immer glücklich die Fenster aufstoßen und den neuen kleinen Bruder heil hindurch zu steuern vermöchte.

Ja, einen neuen Bruder! — An anderes als an einen Bruder dachte ich nicht.

Da hieß es, die Mutter wolle gern, daß der Adebar eine Schwester bringe. Ich lag abends im Bette und dachte vor dem Einschlafen an die kleine Schwester. Ich suchte Namen für sie aus und versuchte sie mir vorzustellen. Aber es glückte mir nicht. Es wurde immer ein Bruder.

Als meine Ungeduld aufs höchste gestiegen war, ward mitten in der Nacht ein Geschrei, und das kleine Kind war da, und es war wirklich ein Mädchen.

Ich sah es erst am anderen Morgen, ob ich schon nicht mehr darum hatte schlafen können. Der Vater ging früh fort. Ich eilte an das Bett der Mutter.

Die Mutter sah blaß aus und lächelte.

Ich hob vorsichtig das dünne Tuch vom Nebenbett, darin das Neue lag, und war betroffen und selig zugleich. Da lag es und hatte die Augen weit offen — große, blanke, blaue Augen. Sein Haar war gelb, beinahe weiß, ein richtiger Schopf.

Ich hätte das Neue am liebsten herausgehoben und in die Arme genommen, aber ich wußte: das ging nicht an. Es hatte noch gar keine festen Knochen.

Da plärrte es plötzlich los. Ich hatte Freude und Angst auf einmal dabei. Die Mutter sah mich an und lächelte wieder.

Das Neue sollte Ina heißen.

Ich sagte den Namen den ganzen Tag vor mich hin. Der Name kam mir fremd vor. Aber ich sagte ihn so lange, bis die Fremdheit verschwunden war, bis ich in aller Wirklichkeit eine Schwester hatte, die Ina hieß.

Ina war ein sehr stilles Kind. Ich weiß gar nicht, daß es jemals — außer jenem ersten Male — richtig geschrien hatte, wie die Babies rundum, oder wie Matten und Luten und Paul geschrieen hatten, daß ich mir die Bettdecke fest über beide Ohren zog — und es nützte doch nichts.

Ina lag immer in ihrem Bette oder im Arm der Mutter und sah still und staunend umher. Ich wagte kaum, Ina anzufassen. Sie war mir heilig. Anders weiß ich es nicht zu sagen. Ja — es war etwas um Ina her, das mich scheu machte, sie zu berühren. Ich sah sie nur an, bis ich es auf einmal nicht mehr aushielt und mich wegdrehte.

Den anderen Knaben in der Terrasse berichtete ich wahre Märchen über meine neue Schwester. Aber sie hörten mir kaum zu oder lachten bloß. Da erzählte ich ihnen nichts mehr, mochte sie auch nicht mehr. Ich ging allein und dachte mir aus, wohin ich überall mit der kleinen Schwester gehen wollte, wenn sie erst laufen könnte, und was ich ihr alles zeigen wollte.

Da erkrankte Ina plötzlich. Mitten in der Nacht stand der Vater auf, warf den Rock über und holte den Doktor.

Der kleine dicke Doktor kam und war ganz außer Atem. Ich stand im Hemde und lauschte und zitterte. Ich hörte Ina leise röcheln und die Mutter weinen.

Dann ging der Arzt fort, und es ward alles still. Nur die Mutter weinte noch leise. Ich vergrub mich in meine Bettdecke an der Seite des Vaters, der auch wieder zu Bett gegangen war, und weinte leise mit. Meine Brüder schliefen und hatten nichts davon gemerkt.

Es waren traurige Tage, bis eine Droschke in die Terrasse geholpert kam, bis man Ina in ihrem kleinen Sarg hineinhob. Ein paar karge Kränze hatten die Nachbarn aus ihrer Armut beigesteuert, aber sie verdeckten nicht das schwarze, trostlose Holz.

Mein Vater stieg ein und noch sonst jemand. Ich weiß nicht mehr, wer. Dann holperte der Wagen über das rauhe Pflaster wieder hinaus. Die Nachbarn sahen ihm verstohlen aus halb geöffneten Fenstern nach.

Mein Vater kam spät in der Nacht wieder nach Hause. Er sprach merkwürdig heiser und laut. Es tat mir weh, wie er sprach, wenn ich vor lauter Müdigkeit auch nicht verstand, was er redete.

Ich kroch weit von ihm ab an den Bettrand und log mir vor: Ina lebe noch; es sei alles gar nicht wahr. Es sei alles nur ein bitterböser dummer Traum gewesen. So schlief ich wieder ein.

Am anderen Morgen kam Frau Poloschinski und sprach mit der Mutter. Meine Mutter weinte wieder, aber sie schien doch gefaßter und gab Frau Poloschinski, als sie fortging, freundlich die Hand.

Bald darauf kam der Tapezier und ersetzte die alte Tapete durch eine neue, die lauter bunte Blätter als Muster hatte, so daß die Stube auf einmal wie eine Laube aussah.

Meine Mutter war sehr stolz. Sie hatte noch lange ein sehr stilles Gesicht; aber von der toten Ina ward nicht mehr gesprochen.

Der Telegraph der Neger.

Trommeln über Afrika.

Von Ferdinand Erken.

Alle Forscher, die auf ihren oft jahrelangen Expeditionsreisen das Innere des dunklen Erdteils zu ergründen suchten, haben auf ihren Reisen die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß in jedem Negerdorf, das sie erreichten, ihre Ankunft bereits angekündigt war. Oft genug hatten sich Häuptlinge friedlicher Stämme bereits gerüstet, den weißen Gast würdig zu empfangen. Ebensooft aber auch haben kriegerische Eingeborene rechtzeitig ihre Maßnahmen getroffen, um den Fremden einen blutigen Empfang zu bereiten. Wie war es möglich, daß meilenweit durch den Urwald die Kunde vom Nahen fremder weißer Menschen den Expeditionen vorauseilte?

In allen diesen Fällen arbeitete der afrikanische Telegraphendienst — die Trommelsprache. Trommelsignale werden noch heute ebenso wie vor hundert Jahren mit einer bewundernswerten Schnelligkeit unter den Negerstämmen ausgetauscht, noch heute ersetzt die Trommelsprache den Telegraph und verbreitet geradezu mit Windeseile wichtige Nachrichten über den riesigen Kontinent.

Die Schlitztrommel ist das uralte Signalinstrument der Neger. Sie besteht aus einem Stück eines ausgehöhlten Baumstammes mit dünnen Wänden und einem Schlitz an der oberen Schmalseite. Die Handwerksarbeit, mit der diese Trommeln hergestellt werden, ist bewundernswert. Wenn man berücksichtigt, daß der Schlitz der Trommel nur wenige Zentimeter breit ist, so ergibt sich, welche Geschicklichkeit notwendig ist, um den Stamm innen auszuhöhlen. Die Trommel wird zum Tönen gebracht, indem man mit einem oder mit zwei Stäben als Klöppel gegen die Innenwände schlägt. Trommeln dieser Art sind noch heute nicht nur in ganz Afrika, sondern auch in Südamerika und in der Südsee in Gebrauch.

Im allgemeinen besitzt jeder Negerstamm eine Haupttrommel und einige Nebentrommeln. Insbesondere die Haupttrommel ist meist reich geschnitzt und mit allerlei Symbolen verziert. Sie pflegt unter der Obhut des Häuptlings zu bleiben und wird einzig dem Trommler ausgehändigt, wenn eine Nachricht an die Nachbarstämme weitergegeben werden soll. Diese Trommler sind wahre Künstler ihrer Art und genießen überall ganz besonderes Ansehen. Es gibt große und reiche Negerdörfer, die einen Trommler halten, der weiter keine andere Arbeit ausführen darf und sich ganz dem Studium seiner Kunst hingeben muß. Der Trommler wird von früher Jugend an regelrecht ausgebildet. Denn es gehört eine ungeheure Geschicklichkeit und ein ziemlich umfassendes Wissen dazu, ehe er die Trommelsprache beherrscht. Man muß einmal darüber nachdenken, was es heißt, hohe und tiefe Töne so haarscharf abgestimmt auf der Trommel hervorzubringen, daß aus ihnen ein bestimmter Sinn entnommen werden kann. Alle Begriffe wie Namen von Menschen und die Bezeichnung aller Lebewesen, Länderbezeichnungen und Tageszeiten, Himmelsrichtungen usw. müssen in die Trommelsprache übersetzt werden. Man weiß heute soviel von der Trommelsprache, daß sie nicht, wie beispielsweise das Morsesystem, einzelne Buchstaben überträgt, sondern stets vollständige Namen und Begriffe, sogar ganze Sätze.

Bisher ist es noch nicht gelungen, das Geheimnis der afrikanischen Trommelsprache restlos zu klären. Noch wissen wir nicht, wie es möglich ist, daß Eingeborenenstämme, die oft gänzlich verschiedene Dialekte und Sprachen sprechen, dennoch stets die Trommelnachrichten richtig aufnehmen und ohne irgend welche Sinnentstellung auch einwandfrei weitergeben. Eine der auffallendsten Beobachtungen machte man seinerzeit, als der Tod der Königin Viktoria bekannt wurde. Die Todesnachricht war zuerst von England aus mit Kabel nach Westafrika gemeldet worden. Ganz kurze Zeit darauf war das Ereignis bereits in kleinen Negerdörfern bekannt, die hunderte von Kilometern abseits von jeglicher Verkehrsverbindung oder Telegraphenleitung lagen. Er ereignete sich sogar wiederholt der Fall, daß Beamte in entlegenen Teilen des Landes die Nachricht vom Ableben der Königin zuerst durch die Trommelbotschaft erfuhren und erst erhebliche Zeit später die amtliche Nachricht erhielten. Genau in der gleichen Weise eilen die Trommelsignale dem Nahen jeder Expedition voraus.

Europäer, die seit langen Jahren in Innerafrika leben, sind überzeugt, daß es eine ausgesprochene Trommelsprache gibt, die von allen Stämmen des dunklen Erdteils gleicherweise verstanden und beherrscht wird. Man weiß heute bereits, daß die Trommler der Eingeborenendörfer solche Nachrichten, die nur für ihre Stammesgenossen bestimmt sind, auch im heimatlichen Stammesdialekt weitergegeben, während für alle anderen Nachrichten, die über den gesamten Kontinent verbreitet werden müssen, die allgemein gültige Trommelsprache angewendet wird. Wir haben also in dieser geheimnisvollen Trommelsprache eigentlich einen Vorläufer des Esperanto zu sehen, das vor einigen Jahren einmal als internationale Verständigungsart eingeführt werden sollte.

Trommeln dröhnen über Afrika heute wie einst. Wenn Kämpfe unter den Eingeborenen stattfinden und Siegesnachrichten weitergegeben werden, wenn Hilfe herbeigerufen wird oder Warnungszeichen gegeben werden sollen, immer geht der dumpfe Klang der Trommeln über das Land. Er trägt die Kunde über weite Steppen durch den tiefsten Urwald, bis die Nachricht aufgenommen und weitergegeben wird. Ewiger Telegraph des dunklen Erdteils!

Bunte Chronik

Rasputins Tochter sollte entführt werden.

Maria Grigorjewna Rasputin lebt seit vielen Jahren in Amerika, wo sie, wie bereits früher in Europa, als Artistin und Tierbändigerin auftritt. Die älteste Tochter Rasputins flüchtete aus Rußland, als der rote Umsturz kam. Bar aller Mittel, versuchte sie, sich in den europäischen Großstädten als Artistin durchzuschlagen. Auch in der Reichshauptstadt ist sie eine Zeitlang allabendlich im Zirkus Busch in dem Manegestück „Der aus Sibirien" in der Rolle einer Detektivin aufgetreten. Die Tochter des russischen Wundermönches Rasputin, der jahrelang in Wahrheit die Zügel des Zarenreiches in seinen Händen hielt, machte seinerzeit besonders von sich reden, als sie in Paris einen Prozeß gegen den Fürsten Jussupoff, den Mörder ihres Vaters anstrengte. Maria Grigorjewna Rasputin hat seinerzeit alle Hebel darangesetzt, um den Namen ihres Vaters von allen Anwürfen und Verdächtigungen zu reinigen, die man seinerzeit auf ihn häufte. Wahrscheinlich hätte die Welt kaum noch einmal Kunde von der Tochter des russischen Wundermönches erhalten, wenn nicht jetzt amerikanische Gangster einen Anschlag auf sie unternommen hätten. Der Plan, die Tochter Rasputins zu entführen, wurde jedoch, wie jetzt aus Peru im Staate Indiana (U. S. A.) gemeldet wird, rechtzeitig entdeckt und die Entführung konnte vereitelt werden.

*

Tristan da Cunha feiert das Krönungsjubiläum.

Die kleine Insel Tristan da Cunha, die im Südatlantik in der Höhe von Kapstadt und Buenos Aires liegt, ist eine der einsamsten Inseln der Welt. Sie gehört zum Britischen Königreich. Die Bewohner sind sehr arm und wissen kaum, wie sie ihr Leben fristen sollen. Noch bis zum Ende des vergangenen Jahrhunderts kam der Insel als Kohlenstation eine gewisse Bedeutung zu, heute ernähren sich die Bewohner kümmerlich von dem, was der armselige Boden hergibt. Einmal im Jahre nur pflegt ein Schiff die Insel anzulaufen und bringt Post und Lebensmittel. Jetzt hatte vor kurzem Tristan da Cunha eine seltene Sensation. In dem kleinen Hafen traf ein holländisches Unterseeboot ein, das den in größter Not befindlichen Bewohnern mehrere Tonnen Lebensmittel zur Verfügung stellte. Und gleichzeitig erschien ein großer englischer Übersee-Dampfer und brachte für die 170 auf der Insel lebenden Menschen eine größere Anzahl Kisten mit Lebensmitteln und Geschenken, die der König von England anläßlich seines bevorstehenden Regierungsjubiläums seinen entferntesten Untertanen übersandte. Allein schon die Tatsache, daß zwei Schiffe zu gleicher Zeit im Hafen lagen, war für die Einwohner eine ungeheure Sensation, die ältesten Bewohner konnten sich nicht an ein solches Wunder erinnern. Nun feiern die Bewohner dieses entlegensten Zipfels des Britischen Weltreichs schon jetzt das Regierungsjubiläum ihres Königs.

•

Seit 150 Jahren das wärmste Jahr!

Nach den neuesten Forschungsergebnissen stellt das Jahr 1934 hinsichtlich seiner Witterung eine sehr ungewöhnliche Erscheinung dar. Eine diesbezügliche Veröffentlichung der Anhaltischen Landeswetterwarte in Köthen stellt fest, daß das Temperaturmittel des Jahres mit 10,6 Grad um 2 Grad über dem normalen Wert lag. Wenn auch die Zahl 2 zunächst gering erscheine, so sei doch zu bedenken, daß jeder Tag und jede Stunde von den 8760 Stunden des Jahres im Durchschnitt 2 Grad wärmer waren, als es der Regelwert erforderte. Eine derartige Erscheinung sei in den letzten 150 Jahren nicht beobachtet worden, es sei auch ziemlich unwahrscheinlich, daß sich ein solches Phänomen noch einmal in absehbarer Zeit ereignet. Das Jahr 1934 wies nur sechs Eistage auf gegen normal 22. Dagegen waren 69 Sommertage gegenüber der Normalzahl von 36 zu verzeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg